



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Wiedergabe der einzelnen Artikel verboten.)

Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 9-14. „In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.“ „Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Ränder, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze.“ — „Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sündener gnädig.“ — „Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.“

Papsttum und Kirche.

2.

Unser Vertrauen, lieber Leser, daß wir schon in der heutigen Nummer unserer Freunde Ausdruck geben würden über die bereits erfolgte Papstwahl, — dieses Vertrauen ist nicht getäuscht worden. Dem Herrn sei inniger Dank dafür! Möge Er nun auch den neuen Steuermann des Schiffleins Petri mit dem ganzen Reichtum Seiner Gaben und Gnaden ausrüsten!

Im Namen und Auftrage Jehovas hatte Moses im Alten Bunde ein erbliches Priestertum geschaffen und dasselbe an den Stamm Levi gebunden. Freilich nicht alle Mitglieder dieses Stammes hatten gleichen Anteil an der Leitung und Besorgung des religiösen Dienstes: aus der Familie Aarons wurden die eigentlichen Priester und speziell der Hohepriester genommen. — Der göttliche Stifter der Kirche des Neuen Bundes wollte für diese ein erbliches Familien-Priestertum nicht; speziell das Hohepriestertum des Neuen Bundes sollte frei, aus Beruf und freier Wahl hervorgehen.

Ein geistreicher Bischof unserer Tage hat gesagt, der Herr habe in der Verfassung, die Er Seiner Kirche gegeben, die monarchische und die aristokratische Form mit der demokratischen wunderbar verschmolzen. Es ist in der Tat so; indes vielen unserer Leser werden diese Ausdrücke nicht ganz geläufig bzw. verständlich sein.

Unter der monarchischen Regierungsform ist die Herrschaft eines Einzelnen zu verstehen. Die aristokratische Form ist die Herrschaft weniger Auserwählter aus dem Volke, die durch den Adel des Geistes, den Adel der Abstammung, durch Tugendglanz oder andere Gaben hervortragen.

Endlich die demokratische Form ist die Herrschaft Aller durch Alle: sie setzt einen solchen Grad von geistiger Höhe und Bildung, von Rechtllichkeit und Erfahrung voraus, daß alle das Staatsruder führen können. Freilich, das wäre das höchste und ehrenvollste Ideal, wenn es überhaupt möglich wäre! — Jeder Erfahrene weiß aber auch, daß in den einzelnen Staaten diese drei Regierungsformen selten im strengen Sinne des Wortes verwirklicht sind: fast immer sind sie gemischt und gemildert, so daß neben der monarchischen die aristokratische, und mit beiden mehr oder weniger die demokratische verbunden ist. Von den Regierungsformen gilt dasselbe, wie von den Farben in der Malerei: alle sind gut, aber jede an ihrem Platze, zu ihrer Zeit und richtig angebracht. Wer immer und überall dieselbe Farbe anwenden wollte, und wäre es auch die schönste und zarteste, würde die Gesetze der Schönheit, des guten Geschmacks, verletzen; es bedarf eben der Verschiedenheit und des Wechsels der Farben, aber mit feiner, kunstgerechter Unterscheidung.

Die monarchische Regierungsform nun — so schreibt jener, bereits erwähnte französische Bischof, — ist göttlich; sie ist der Organismus des Himmels; die aristokratische Form ist schön, aber schon menschlicher; endlich die demokratische ist ganz menschlich. — Fürwahr, lieber Leser, es liegt Wahrheit in dieser Dreiteilung: man braucht sie aber nicht zu streng zu nehmen.

Welche von diesen drei Formen wird nun die von Christus gewählte sein? Das Altertum hielt dafür, daß ein Gesetzgeber den Gipfel der Vollendung erreicht haben würde, wenn es ihm durch göttliche Inspiration gelänge, die drei sozialen Formen in eine zu verschmelzen. Und so hat der göttliche Stifter der Kirche es in der Tat gehalten:

Kirchenkalender.

- Sonntag, 9. August.** Zehnter Sonntag nach Pfingsten. Romanus, Martyrer † 258. Evangelium Lukas 18, 9-14. Epistel: 1. Korinther 12, 2-11. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation der Mütter vom guten Räte, Abends 6 Uhr Andacht mit Predigt. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Pilgerfahrt nach Kevelaer. Morgens 1/6 Uhr erste hl. Messe für die Pilger. Rückkehr an demselben Tage Abends.
- Montag, 10. August.** Laurentius, Martyrer † 258.
- Dienstag, 11. August.** Sijanna, Martyrin † 286.
- Mittwoch, 12. August.** Alara, Ordensstifterin † 1253. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 13. August.** Hippolytus, Martyrer † 253. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 14. August.** Eusebius, Priester und Martyrer † 290. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Sonntag, 15. August.** Joachim, Vater der Allerheiligsten Jungfrau Maria. Gebotener Fasttag, einmaliger Fleischgenuss ist gestattet.

zunächst nimmt Er die monarchische, göttliche, himmlische Form und flüht ihr dann die beiden menschlichen, die aristokratische und demokratische, bei; dann verschmilzt Er alle drei, mäht die eine durch die andere und verbindet sie so kunstvoll und in einem so vollendeten Verhältnisse, daß jede von ihnen dabei ihre eigenen Mängel und Lücken verliert und dafür ganz eigenartige Schönheiten annimmt.

Betrachten wir das kurz im einzelnen.

So lange der Sohn Gottes in der von Ihm persönlich angenommenen Menschennatur auf Erden weilt, ist Er selbstredend der einzige Herr der Kirche. Aber wie wird Seine Kirche regiert, nachdem Er Seine Menschheit den Blicken der Kirche entzogen hat? Er muß einen Stellvertreter haben, und Er setzte Selbst diesen ein in der Person des Simon Petrus, des ersten Papstes. Soweit bleibt also die Regierungsform der Kirche monarchisch. — Allein sofort fügt der Herr die aristokratische Form an in der Berufung der übrigen Apostel, der ersten Bischöfe. Diese beiden Regierungsformen sind also göttlichen Ursprunges und darum für alle Zeiten unabänderlich festgelegt. Aber die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe, brauchen Helfer, um ihr Wirken auf die einzelnen Menschen überzuleiten, das Wort des Oberhauptes zu verkünden und den göttlichen Lebenshauch der Gnade zu ihnen zu bringen, und so schafft Christus in den Priestern (den Nachfolgern der 72 Jünger) die Mitarbeiter der Bischöfe, wie die Bischöfe die Mitarbeiter des Papstes sind: es ist gleichsam eine ungeheure Pyramide, die in Jesus Christus ausläuft.

Nach der Anordnung des Herrn sollten Sein Stellvertreter und dessen Mitarbeiter auf dem Wege der Wahl berufen werden. Der Herr begnügte sich, die Wahl freizugeben, und überließ es der Kirche, nach besonderen Umständen von Zeit und Ort die geeigneten Änderungen in dem Wahlverfahren zu bestimmen.

Es liegt auf der Hand, daß die Uebermittlung der Gewalt durch freie Wahl schon an sich großen Gefahren unterliegt; diese wachsen aber ungemein, wenn die Wahl noch dazu — wenn auch nur teilweise — in den Händen des Volkes ruht; und dies geschah in der Kirche lange. Es ist ja wahr: Klerus und Volk bestimmten nur die Personen und übertrugen ihnen nicht die Macht; aber die Gefahren waren gleichwohl immer groß und zahlreich: Tatsachen aus der Geschichte der Kirche beweisen es. Hier sehen wir aber, wie die Demokratie das monarchische und aristokratische Regiment einschränkt.

Aber auch bei der seit vielen Jahrhunderten üblichen Papstwahl durch die Kardinäle kommt die „demokratische“ Seite zu ihrem Rechte: Der letzte Sohn des Volkes kann zum Altare emporsteigen, nicht nur auf der priesterlichen Stufe, sondern auch im Kollegium der Bischöfe (und Kardinäle) Platz finden, — ja, er kann bis zum Stuhl Petri emporsteigen und die Leitung der gesamten Kirche in die Hände bekommen. Wie Viele sah man im Laufe der Jahrhunderte aus der Werkstätte, von den Schollen des Feldes, kurz, von den untersten Volksklassen zum Priestertum, zum Episkopat, zum Kardinalat bis zum obersten Pontifikat gelangen! Und ist nicht die Wahl Pius X. ein derabzugesetztes Beispiel für das Gesagte?

S.

Aufs Rathaus.

Von A. Liebert.

Der erste Ferienmorgen — strahlender Sonnenschein überall, ein lieblicher, blauer Himmel — welche Sonne! Das waren die Gedanken, mit denen Fräulein Linde, die gestrenge Leiterin des Pensionats „Villa Linde“, die Fenster ihres geräumigen Wohnzimmers öffnete, um sich an den herrlichen er-

sten Ferienmorgen so recht nach Herzenslust ergötzen zu können. Heute war sie ja mit ihren zwei Schwestern, die sich ebenfalls im Pensionat betätigten, allein, denn gestern waren sie ausgeflogen, die lustigen, manchmal recht wilden Pensionatsvögel und jetzt herrschte eine wohlthuende Stille in den Räumen. „Aber, Elise, beeile dich doch“, drang plötzlich eine Stimme ins Zimmer. „Wir haben noch so viel zu packen und nach Tisch geht unser Zug!“

„Ja, ja, ich komme sofort“, antwortete die in ihrer Betrachtung Gestörte und verließ, nachdem sie zwischen die Fenster sorgsam Hölzchen gelegt hatte, die das Zuschlagen derselben vermeiden sollten, ihr Zimmer, um sich draußen auf dem Korridor an dem geschäftigen Treiben ihrer beiden Schwestern zu beteiligen.

„Nimmst Du die rote Bluse mit, Elise?“ unterbrach die jüngere Schwester das Schweigen.

„Ach nein, die ist mir zu auffällig. Wir als Pensionatsdamen müssen uns doch einfach kleiden. Aber, Johanna, vergieß nicht unsere hellblauen Kleider einzupacken. Du weißt schon, die weißgestreiften,“ mahnte Elise und legte dann Stück für Stück der selbstverfertigten Wäsche in den Koffer.

„Und den französischen Roman, sowie einige andere Bücher wollen wir nicht liegen lassen“, erinnerte Johanna, die mit dem erwähnten Kleid eben aus einem Zimmer kam, in welchem das Dienstmädchen eifrig beim Lüften war, Staub zu wischen und an den Fenstern die schützenden Läden zu schließen.

„Die Adressen für die Ansichtskarten habt ihr Ihr doch notiert? Daß wir sie nur nicht vergessen! Geheimrats Elise hat mich ganz besonders, ihr recht schöne zu senden. Sie wird sich auch revanchieren, und aus den Ditzelbädern besitzen wir noch keine!“ meinte Elise. Und während so die drei Schwestern eifrig an der Arbeit waren, klingelte es.

„Paula — Paula — aber hören Sie denn nicht?“ riefen bestürzt alle drei Schwestern. „Es hat doch eben geklingelt!“

„Jawoll, gnädige Freileins, ich kiese gleich nach“, erwiderte Paula, das Dienstmädchen, und eilte zur Korridortüre, die sie mit der ihr eigenen Fixigkeit öffnete.

Draußen stand ein uniformierter Beamter, der, einen Zettel in den Händen haltend, fragend sich an das erschrockene Dienstmädchen — denn in ein Pensionat kommt so ein Mann höchst selten — wandte: „Sie verzeih'n. Wohnt nicht hier 'n gewisses Freilein Lin — Linde oder — ich habe Se nämlich meine Besuche vergessen — Linde.“

„Gewiß, da sind Se an de richtige Quelle“, antwortete resolut Paula, durch die Freundlichkeit des Beamten ermutigt.

„Da hawn se wohl die Biete und gem mal den Freilein hier den Zettel. Sagen se'r awer, se soll nich erschrecken, 's wäre weiter gar nicht. Hadje.“

Drinnen war man gespannt, unsomehr, als Paula so lange draußen verweilte. Als sie nunmehr mit dem Zettel zurückkam, bestürmte man sie mit allerlei Fragen. „Det is nich so schlimm, Freileins. Bloß so'n Wisch hat det Männeken jebracht un jesagt hat er, Se sollten sich man nich erschrecken“, beschwichtigte das dienstfertige Mädchen die erregten Schwestern, und damit gab sie den Zettel hin.

Elise brach ihn auf, und während Paula wieder ins Zimmer ging, las sie laut vor: „Fräulein Linde, Pensionat Linde“, hier. Sie werden höflich gebeten, baldmöglichst auf dem hiesigen Rathaus Zimmer Nr. 17 sich einzufinden zu wollen. Sachbetreff: Befragung. Der Rat der Stadt.“

„Na das ist schön! Jetzt kurz vor der Abreise auch noch auf das Rathaus!“ rief unwillig Johanna.

„Aber was mag das nur sein?“ meinte überlegend Elise. „Ich kann mir nichts den-

ken. Sind denn unsere Pensionäre alle angemeldet. Johanna, das besorgst Du doch?“

„Gewiß. Ich habe kein Fräulein vergessen.“ „Unser Gartenfest wird's doch nicht sein —“, meinte die jüngere Schwester. „Man nimmts hier mit dem Vereinsgesetz sehr genau. Schließlich hat man unser Gartenfest als öffentliche Versammlung betrachtet, und solche Versammlungen müssen doch angemeldet werden.“

„Oder“, wußte plötzlich Johanna zu bemerken, „ist vom Haus etwas Puz auf dem Trottoir gefallen. Wir wollen gleich mal nachsehen“, — und dabei eilten alle drei hinaus und musterten Trottoir und Haus aufs genaueste.

„Ja, richtig“, rief plötzlich Elise, „hier liegt ein Stückchen Puz. Nun müssen wir gewiß das ganze Haus neu putzen lassen, und gerade jetzt in den Ferien. Nein und dann noch dazu deswegen aufs Rathaus. Johanna bitte gehe Du!“

„Ach nein, Elise! Ich bin noch nie auf dem Rathaus gewesen, und dann steht ja auch auf dem Scheine Dein Name!“ erwiderte Johanna. Nachdem sich die drei Schwestern beinahe gestritten hätten, ging Elise doch zaghaft zum Rathaus, das nicht weit von der Villa lag.

Furchtsam suchte sie Zimmer Nr. 17. Endlich — also hier. Sie mußte sich erst ein Herz fassen, ehe sie leise anklopfte. „Herein!“ Klang's drinnen, und als Fräulein Linde in das Amtszimmer eintrat, begrüßte sie freundlich ein älterer Herr, dem sie ihr Anliegen vortrug.

„Aber, Fräulein Linde, so eilig war die Sache denn doch nicht. Es handelt sich nämlich um folgenden Fall —“ absichtlich machte er diese Vorrede, da er sah, wie Fräulein Linde gespannt seinen Worten lauschte: „Sie haben doch ein Dienstmädchen, und für dieses sind noch — 1,20 Mark Krankheitsbeiträge zu zahlen. Das ist alles!“

Fräulein Linde atmete erleichtert auf, griff nach dem Portemonnaie, und während sich der Beamte seines gelungenen Scherzes freute, zahlte Elise den schuldigen Betrag, um dann schnellstens zu verschwinden.

* * *

Die Ferienreise ging glücklich von statten und später sollen die drei Damen vom Pensionat noch viel über die „Rathausangst“ gelacht haben.

Auch ein Besuch bei Goethe.

Humoreske von Adolf Hölzerl.

Madame Puske sitzt in ihrem hübsch und niedlich eingerichteten Wohnzimmer und liest das „Berliner Intelligenzblatt“.

Sie ist eine runde, kleine Bierzigein. Um ihren vollen Hals windet sich eine Korallenkette und die dicken Ohrläppchen schmücken lange, tropfenartige Ohrgehänge von hellem durchsichtigem Bernstein. Ihr Gatte war Schlächter und hatte ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie bequem leben konnte. Ihr Junge besuchte das alte graue Gymnasium zu Berlin, war aber im Lernen etwas zurückgeblieben, weshalb sie sich entschloß, ihm Nachhilfestunden erteilen zu lassen.

Frau Puske ist mit ihrer täglichen Lektüre noch nicht zu Ende, als es an ihre Türe klopf. Herr Julius Kraushaar tritt ein und verneigt sich vor der fugelrunden Schlächterin tiefer als gebräuchlich. Er ist ein hübscher junger Mann von heiläufig 18 Jahren, dem Geist und Bildung aus den Augen leuchten. Sein Aeußeres trägt in einer Hinsicht gewissermaßen seinen Namen. Er hat kohlschwarze Haare, die mutwillig sein hübsches Gesicht umrahmen, ist groß und schlank gewachsen und verbindet mit einnehmenden Allüren ein

Selbstbewußtsein, das nicht ganz frei von Stolz ist, wie man dies häufig bei begabten jungen Männern findet. Leider ist er sehr arm und auf Stundengebung angewiesen, daher auch das tiefe Kompliment vor der Frau Puske.

„Sie sind also der neue Lehrer, der mir vom Professor Heinz empfohlen wurde?“ sprach nach den ersten einleitenden Worten die Fleischerstau und musterte dabei Kraushaar von oben bis unten mit kritischem Blick.

„Jawohl, Frau Puske“, antwortete der junge Mann, „der bin ich. Mein Name ist Kraushaar“.

„Nun, was wollen Sie denn vor die Stunde haben?“

„Fünf Silberroschen, Madame.“

„Was? Fünf Silberroschen? Das ist viel.“

„Es ist der übliche Preis, der in Berlin für Privatstunden bezahlt wird.“

„Nu, da leg ich lieber noch einen Silberroschen drauf, dann bekomme ich einen mit Augenkläsern.“

„Frau Puske“, erwiderte Kraushaar, nur mit Mühe das Lachen unterdrückend, „wenn es sich nur darum handelt, so werden wir sicher handelseins.“ Mit diesen Worten zog er ein Leder-Futteral aus der Tasche und nahm ihr eine silberne Brille und setzte sie auf seine Nase. „So, Madame“, sprach er dazu lachend, „jetzt haben Sie einen Instruktor mit Augengläsern und mit silbernen noch dazu. Ich bitte demnach um sechs Silberroschen für die Stunde und gleichzeitig um Angabe der Zeit und der Tage, an denen ich die Stunden erteilen soll.“

Frau Puske erklärte sich damit einverstanden. Es gefiel ihr ausnehmend gut, daß der junge Mann die klägliche Augengläserfrage so gut und prompt gelöst habe, denn es schien ihr etwas ganz Neues zu sein, daß man Brillen auch mit sich in der Tasche herumtragen könne und offenbar lebte sie in dem Bann, gelehrte Leute kämen gleich mit Brillen auf der Nase zur Welt.

Die erste Stunde, die sich um die lateinische Sprache drehte, ließ Frau Puske kalt; auch die zweite und dritte, die dem Rechnen und der Geographie gewidmet waren, dagegen interessierte sie sich für die vierte Stunde, in der die deutsche Sprache mit klassischen Muster-Beispielen behandelt wurde, außerordentlich. Und als ihr Sohn anfang zu lesen: „Sei mir gegrüßt, du Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel“, sah Frau Puske eine neue Welt vor sich erstehen. Sie hielt den Atem an und lauschte den Worten wie einem Evangelium, und nicht minder lauschte sie den erklärenden Bemerkungen Kraushaar's, die dieser beifügte und einspocht. Als das Gedicht durchgenommen war, fragte sie den Hauslehrer, wer denn das „sichere Gedicht“ verfaßt hätte.

Dieser gab zerstreut zur Antwort — „Goethe.“

Kaum war den Lippen Kraushaar's dieses Wort entgangen, als er natürlich sofort den Irrtum erkannte. Was sollte er tun? Sich verbessern? Unmöglich. Er hätte sich damit eine Blöße gegeben, die ganz seltsam gedeutet werden konnte. Daß Kraushaar wußte, wer der Dichter sei, darüber besteht nicht der allerleiseste Zweifel. Er war in Gedanken oder hatte sich versprochen, er war im Geiste vielleicht beim Präparieren eines Goethischen Gedichtes für eine andere Lektionsstunde.

Aber das Wörtchen war einmal heraus, unüberbringlich gesprochen und er konnte es nicht mehr zurücknehmen, wenn er anders seiner Gelehrsamkeit und Würde als Hauslehrer nicht einen argen Stoß versetzen wollte. Er ließ sie daher in dem Glauben. Die Frau Puske hatte kein schlechtes Gedächtnis, und es ereignete sich in den deutschen Stunden später noch öfter, daß sie zu Kraushaar sagte: „Nehmen Sie doch wieder einmal mit Frieschen das sichere Gedicht von Goethe durch. Sie wissen schon:

„Sei mir gegrüßt, du Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel,
Sei mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint.“

* * *

Aus der Madame Puske ist ein vollendetes Schöngeld geworden. Nicht allein an den Goethischen, auch an den Schiller'schen Gedichten fand sie großes Gefallen.

Eines Tages rüßte sie mit dem Wunsche heraus, sämtliche Gedichte Goethes und Schillers zu besitzen und kennen zu lernen. Sie handigte daher Herrn Kraushaar zwei Taler ein und bat ihn, ihr für dieses Geld die beiden Bände zu besorgen.

Herr Kraushaar sah unlangbar in der Patsche. Was sollte er tun? Jetzt noch nach so langer Zeit seinen Fehler und seinen Irrtum einzusehen, das ging schlechterdings nicht mehr. Er sann daher auf ein anderes Auskunftsmittel und es dauerte gar nicht lange, so hatte er es gefunden. Er kaufte die beiden Bände in dem gleichen Format der sogenannten Stuttgarter Klassiker-Ausgaben und ging damit zur Buchbinderei. Dort ließ er die Titel aus den Büchern herausschneiden und vertauschte sie gegenseitig, so daß die Gedichte Schiller's das Titelblatt der Goethischen Gedichte und die Goethe's jene der Schiller'schen erhielten. Ueber Nacht beschwerte und presste er die Bände noch tüchtig mit einem schweren bleiernen Tabakstasten und schritt dann des anderen Tages wohlgemut nach der Wohnung der Madame Puske, wo er sie ihr feierlich übergab.

Diese tat sehr erfreut und das erste war, sogleich den „Spaziergang“ ihres Lieblingsdichters Goethe aufzuschlagen, den sie auch richtig auf Seite 95 fand und dessen erste Strophen sie auch gleich in der dazu gehörigen Stellung und nötigen Emphase herlas.

Frau Puske fühlte sich in ihrer neuen Sphäre glücklich. Sie lernte eine Menge Goethischer und Schiller'scher Gedichte mit vieler Mühe und großem Fleiße auswendig und prüfte mit ihren Zitaten bei den Nachbarinnen in so auffällender Weise herum, daß diesen angst und bange wurde. Besonders zu Goethe fühlte sie sich hingezogen, aber auch vor Schiller hatte sie große Hochachtung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß in ihr der Gedanke aufstieg, die beiden Dichters-Heroen von Angesicht zu schauen und persönlich kennen zu lernen.

Mit Schiller war dieses allerdings nicht mehr möglich, denn er ruhte bereits in dem kühlen Schoße der Erde. Aber Goethe, den sie wegen seines „Spazierganges“ so sehr verehrte, Seine Erzellenz der Weimarsche Minister und große Dichter, lebte noch.

Da Madame Puske Geld genug besaß, um sich auch einmal etwas anderes anzusehen als die Herrlichkeit Berlins, so entschloß sie sich, Weimar aufzusuchen und dem Dichtersfürsten ihre Aufwartung zu machen.

* * *

Vor Frau Puske liegt die leuchtende Pracht der Frühlingswelt. Rosige Blüten, Licht und Duftwehen; mit grünem Wisper dunkelt verschleiert der Wald und im Busche erkönt das süße Lied der Nachtigall.

Trotzdem Frau Puske reich war, so warf sie doch nichts zum Fenster hinaus; sie war wie alle vernünftigen Leute sparsam. Gewiß wäre ein eigener Reisewagen bequemer und vorteilhafter für sie gewesen, aber sie zog den billigeren Postwagen vor. Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen. Anßer einem Reisekleid nahm sie noch ihr schwarzes, schwer seidenes Hochzeitskleid mit, um möglichst würdig vor dem großen Mann zu erscheinen.

Heute sitzt sie in der schwerfälligen Postkutsche, den Band der Goethischen Gedichte in der Hand. Wenn sie ein galanter Reisegefährte fragte, was sie da für ein interessantes Buch lese, dann warf sie sich in die Brust

und erwiderte stolz und mit Hochgefühl: „Das sind die schönen Gedichte von dem großen Dichter Goethe. Zu dem fahre ich jetzt und besuche ihn.“

Sie freute sich dann gewaltig, wenn sie ein bewundernder Blick ihres Nachbarn streifte.

Die Reise ging gut von Statten und am vierten Tage kam sie in Weimar an. Es dämmerte bereits. Sie begab sich in das nächstgelegene Gasthaus „zur goldenen Sonne“ und zog noch an demselben Abend bei dem Gastwirte Erkundigungen ein, wie sie wohl am besten Gelegenheit finden würde, den Dichter zu sehen und wenn möglich zu sprechen.

Der Gastwirt schien aber ein Skeptiker zu sein. Bei aller Freundlichkeit seines Wesens, mit der er sich bereit erklärte, der Frau Puske in ihrem Vorhaben behilflich zu sein, glaubte er ihr doch nicht verhehlen zu dürfen, daß die Sache durchaus nicht so einfach sei, als sie wohl denken mochte.

„Nun“, meinte Frau Puske und sah dabei bedeutungsvoll auf ihre dicken roten Hände, die mit Ringen und Edelstein förmlich inkrustiert waren, „Goethe ist ein großer Dichter, aber eigentlich doch noch ein Mensch.“

„Wohl, wohl, Madame“, versetzte der Wirt, „aber ein außerordentlicher Mensch und bei solchen ist es schwer . . . Doch, wir wollen das Beste hoffen.“

Am anderen Tage versüßte sich Frau Puske nach dem Hause Sr. Erzellenz, wurde aber nicht vorgelassen. Mißmutig begab sie sich wieder in ihr Gasthaus zurück. Dort aber hatte unterdessen der Wirt seinen Gästen erzählt, daß eine Frau aus Berlin bei ihm abgestiegen sei, die eigens nach Weimar gekommen sei, Goethe zu sprechen, und unter diesen befand sich ein Weimarer Bürger, dem die Hausordnung Sr. Erzellenz genau bekannt war. Als daher Madame Puske in das Zimmer trat und sich der Gastwirt bei ihr erkundigte, antwortete sie kurz: „Ne, abgewiesen.“

Jetzt näherte sich ihr der bereits erwähnte Gast und sprach sie folgendermaßen an: „Madame, bei Goethe kommen Sie so leicht nicht vor. Da können Sie noch hundertmal hingehen. Folgen Sie meinen Rat; schleichen Sie sich in das Haus und gehen Sie dann die Haupttreppe hinauf, sobald ein Wagen vor der Tür hält, was Nachmittags um halb 4 Uhr regelmäßig der Fall ist. Auf dem oberen Absatz werden Sie links eine Doppel-Statue sehen, dahinter verstecken Sie sich und warten, bis Goethe aus der Tür tritt, auf deren Schwelle das Wort: „Salve“ steht. Er läßt dergleichen Huldigungen und Sie werden ganz gewiß freundlich aufgenommen.“

Frau Puske befolgt pünktlich die ihr von dem freundlichen Gaste gegebenen Anweisungen und steht am nächsten Tage zur festgesetzten Stunde hinter der Statue. Mit pochendem Herzen wartet sie auf die Ankunft des Dichters.

Da geht die Tür auf und Goethe erscheint in seiner vollen imponierenden Größe, den Hut in der rechten Hand, mit der er gleichzeitig noch den Zipfel seines linken Mantel-süßels hält. An seinem blendend weißen Halsstuch schimmert ein großer Amethyst und sein volles Haar umgibt in wellenartigen Linien seine klassische Stirn.

Wie Frau Puske des Dichters ansichtig wird, tritt sie sogleich aus ihren Versteck hervor und redet ihn mit den Worten an: „Bin ich endlich so glücklich, den großen Dichter vor mich zu sehen?“

Berwundert sieht sich Goethe um und fragt: „Kennen Sie mich, Madame?“

„Fort, wer sollte Ihnen nicht kennen? Fest jemand in der Erde, steht die Form aus Lehm gebrannt!“

Goethe lacht und erwidert: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen. Adieu, Madame!“ Damit ging er an ihr vorüber.

Die aesthetische Fleischersfrau sank fast in Ohnmacht, als sie dem fremden, freundlichen Herrn im Gasthause ihren Besuch erzählte und von ihm hören mußte, wie schmächtig sie sich blamiert habe. Sie schwor hoch und teuer, Rache zu nehmen an dem schwarzen Kraushaar und dessen noch schwärzerer Seele und verließ in höchster Eile das deutsche Utzen.

Die Strohleute.

Militärische Humoreske von Egon v. Breitbach.

Major von Strobach schimpfte. Das war sonst nicht seine Art, denn er war mehr für das Gemüthliche. Aber diesmal tat er es doch. Es war auch zu dumm, daß der Brigadefeldkommandeur General von Tresky jetzt gerade den Einfall kriegte, sein Bataillon sehen zu wollen. Hettstadt liegt so wundervoll gemüthlich und ein höherer Vorgesetzter verläßt sich selten dahin. Und Major von Strobach überließ die Geschäfte des Bataillons seinem Adjutanten und die Ausbildung der Truppen dem ältesten der vier Hauptleute, der dafür wieder seine Kompagnie seinem Oberleutnant überlassen mußte.

Nun half es nichts, nun mußte „gebimt“ werden — und dazu waren nur noch zwei Tage übrig. Und was mußte da noch alles gemacht werden, denn General von Tresky wollte zwei Tage bleiben. Am ersten Tage wollte er das Bataillon im Exerzieren und im Felddienst besichtigen und am nächsten Vormittag im Turnen, Bajonettieren, Instruktion usw. Das war einfach unerhört und „kam nicht vor“, jetzt, da man vor dem Manöver stand und Kompagnie- und Bataillons-Vorstellung doch längst hinter sich hatte.

Beim Exerzieren schimpfte Major v. Strobach wie ein Wilder: Hauptleute, Leutnants, Unteroffiziere und Gemeine — alle waren sie in gleicher Mitschuld. Beim Felddienst wettete er und beim Turnen — na, da hohelerte er, wie — na — wie eben ein Major, den man aus seiner schönsten Ruhe gewaltsam aufgerüttelt hat.

Aber am Tollsten ging's beim Bajonettieren. In der neunten Kompagnie, der ersten des Bataillons, zwar schien sich's gut anzulassen, denn da waren einige Paar ganz vorzügliche Fechter dabei — vier Paar, die sich sehen lassen konnten, in allen übrigen Kompagnieen jedoch kaum je ein Paar.

Aber man muß sich zu helfen wissen und so tat der Major v. Strobach etwas, was er sonst noch nie getan hatte: er inszenierte einen regelrechten Besichtigungs-Schwandel. Drei Paare der neunten verteilten sich, sobald die Besichtigung der ersten Kompagnie beendet war, in die zehnte und nachher auch noch in die elfte und zwölfte. Es wurden genau diejenigen Leute bezeichnet, die mit den guten Fechtern ihre Stellung wechseln sollten und dann wurde es geübt und der lange Sommertag neigte sich seinem Ende zu. Am nächsten Tage ging es gleichfalls so.

Am nächsten Tage kam der General. Einfach und spartanisch, wie man ihn kannte, stieg er auf dem Bahnhof direkt zu Pferde — er hatte sich vorher jeden Empfang verboten — und der Oberst, der sehr für Feierlichkeiten und äußeres Gepränge war, machte die „hohe“ mit sauerjüßer Miene mit. Natürlich hatte er mitgemußt und das war ihm nicht angenehm gewesen. Denn er konnte Strobach nicht leiden und hätte ihm am liebsten etwas am Zeuge gestickt. Allein in Gegenwart des Generals würde sich das vielleicht doch schlecht machen. Da, vielleicht würde man ihm unter vier Augen seine Meinung nicht zu verhehlen brauchen.

Aber, weiß der Auckuck, das Kappte ja alles ganz großartig! Schon die Meldung! Strobach saß elegant zu Pferde und sprengte elegant heran. Wie oft und mit welcher Beharrlichkeit Strobach das allerdings geübt

hatte, das konnte der Herr Oberst nicht wissen.

Beim Exerzieren fand selbst das Auge des strengen Herrn Generals nichts auszufehen. Hauptmann Pfeiffer, der ja sonst immer das Bataillon exerzierte, hatte ein strenges Kommando und ahndete jede Nachlässigkeit ohne weiteres mit Nachexerzieren. Aber das konnte der Herr Oberst ebenfalls nicht wissen, denn bei der Kompagnievorstellung hatte das Bataillon schlecht, bei der Bataillonsvorstellung nur leidlich abgesehen.

Das an das Exerzieren sich anschließende Gefecht hatte ebenfalls den Beifall des Herrn Obersten. Man hatte es ja auch zweimal durchgeprobt und der Adjutant hatte dem Herrn Major so lange Vortrag darüber gehalten, bis der Herr Major jedes Wort auswendig wußte.

Dem entsprechend war der Herr General dann auch ganz gegen seine Gewohnheit außerordentlich liebenswürdig und schloß seine Kritik mit den Worten:

„Ich bitte Sie, Herr Major, den Leuten heute Nachmittag freizugeben. Und wie haben Sie das Programm sonst entworfen?“

„Im Befehl, Herr General — ich habe nach der gemeinsamen Mittagstafel an ein Konzert im Garten des Stadtparkes gedacht.“

„Vortrefflich, Herr Major — werde natürlich da sein! Und nun, habe ich einen Bärenhunger — ich bitte die Herrn sich ja keinen Zwang anzuerlegen. Kommen Sie wie Sie gehen und sehen — lassen Sie sich ein wenig abbürsten und dann essen wir. Die Felduniform ist doch immer das schönste Ehrenkleid des Soldaten.“

Der Tag endete in sehr animierter Stimmung, die nur bei dem armen Strobach dadurch bedenklich beeinträchtigt wurde, daß er ständig schauspielern mußte. Ihm war nämlich nicht ganz wohl zu Mute, wenn er an seine Strohleute dachte, die morgen in allen Kompagnieen fechten sollten. „Wenn das etwa herankam!“

Aber das Grübeln half nicht — und als er endlich nach Hause ging, da war auch er ziemlich animiert.

Am andern Morgen standen „die Truppen“ Punkt 5 Uhr auf dem Kasernenhofe, diesmal aber im Drillanzug, Mühe und Schnürschuhen, denn es war ja Turnen, Bajonettieren und Instruktion angesetzt, Kleiner Dienst. Und die Herren Offiziere waren im Leberrock und Mühe. Es wurde zunächst eine gute halbe Stunde instruiert, jede Kompagnie nicht ganz 10 Minuten. Die Fragen und Antworten flogen nur so herüber und hinüber und sogar wenn der Herr General in den Gang der Probelektion selber eingriff, brüllten die Kerls laut und vernehmlich, wie es ihnen vom Hauptmann Pfeiffer sorglich eingetrichtert war. Der hohe Vorgesetzte nickte befriedigt und besonders dann, wenn die Antworten, wie meistens, richtig waren.

Es kam das Turnen und die Leute schwigten bereits wie die Bären. Denn bei jeder der vierundzwanzig Abteilungen — jede Kompagnie sechs, hielt sich der General auch ungefähr fünf Minuten auf und so war es fast acht Uhr geworden, als das gefürchtete Bajonettieren herankam. Die Kontrasechter hielten sich famos, namentlich die am rechten Flügel der ersten Abteilung der ersten Kompagnie. Dann kamen noch drei Paare, sie zeichneten sich besonders aus und das Uebrige konnte ebenfalls angehen.

Bei der zehnten Kompagnie war's das selbe, bei der elften und zwölften das Gleiche.

Der Schrecken war vorüber, der General versammelte das Duzend Offiziere um sich und kritisierte die Sache in sehr liebenswürdiger Weise. Mit seinem Lächeln flocht er dann ein:

„Und merkwürdig — in jeder Kompagnie waren es vier Paare, die ganz besonders vorzüglich fochten.“

Major v. Strobach wünschte, daß ihn die Erde verschlänge, aber er sagte sich und, die Hand am Helm sagte er forsch:

„Im Befehl, Herr General, ist mir auch aufgefallen.“

Nach der Vorstellung fand ein Frühstück statt, bei dem der General ebenfalls sehr liebenswürdig war.

„Lieber Strobach,“ sagte er plötzlich zu dem neben ihm sitzenden Major — „müssen demnächst einen neuen Eric erinnen — der, den Sie beim Bajonettieren anwandten, ist zu alt.“

„Herr General?“

„Ist zu alt — kenne ihn, hab ihn immer als Hauptmann angewandt — unter dem Drahtgestell des Fechthutes kann man die Kerle ja doch nicht erkennen — aber ich habe den einen an einer Narbe der rechten Halsseite erkannt. Nun — sehen Sie doch nicht so verhaselt aus. Das ist kein Staatsverbrechen. Deshalb kann ich Ihnen doch zum Stern im voraus gratulieren!“

Arithmogryph.

1 4 2 1	Eine Ober.
2 4 1 5 1	Eine Göttin.
3 4 7 7 8	Ein Körperteil.
4 2 8 1 9	Bezeichnung für Vorbild.
1 9 7 8 5	Ein Gebirge.
5 6 3 5 8	Eine germanische Schicksalsgöttin.
6 2 6 9	Ein bekanntes Zahreinigungs-mittel.
7 8 5 2 8 9	An Uhren befindlich.
8 4 2 8 3	Ein deutscher Fluß.
9 8 7 3 1	Eine pestartige Krankheit.

Die Anfangsbuchstaben ergeben eine Stadt in der Türkei.

Vierfilbige Charade.

Das erste Paar zieht blinkend
Durch's schöne Bayernland.
Das and're Paar beschriebend
Hat oft schon Deine Hand.
Das Ganze scheint wie Bottschaft
Aus einer höhern Welt.
Und nach dem ersten Paare
Siehst Du's am Himmelszelt.

Kreuzrätsel.

ccc	Die Buchstaben sind so
ccc	zu ordnen, daß die wage-
dcc	rechten und senkrechten
ccccc	Reihengleichlautend nennen:
hhhh	1. eine preussische Provinz,
kkkk	2. einen männlichen Vor-
rrrr	namen, 3. ein Gebirge in
ssss	der preussischen Rheinpro-
uuuu	vinz.

Anagramm.

Levi, Rain, Lese, Manen, Amme, Rehl, Haut, Ton, Rinde, Leim, Bajel, Rain, Regen, Seide, Made, Kette, Gans, Mahl, Selma, Gras, Streich, Tonne, Traube, Ebro, Roda.

Aus jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden derart, daß die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Wortspiel.

Vase — Ober — Sem — Elan
Trieb — Obren.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben der Name eines Flusses zu bilden. Werden diese neuen Wörter so geordnet, daß sie aber in anderer Reihenfolge Flüsse bezeichnen in: 1. Spanien, 2. Sibirien, 3. Oesterreich, 4. Italien, 5. Deutschland, 6. Frankreich, so ergeben die Anfangsbuchstaben im Zusammenhang den Namen eines Flusses in Deutschland.

Kapselrätsel.

Trunkucht, Banner, Vormundschaft, Madtvoll, Wahrhaftig, Gereiztheit, Bekunden.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelnen Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern verdeckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Worträtsel: Bader, Eisen — Badereisen.
Logogryph: Schlucht, Schlachz, Schlicht, Schlecht.